

Reinhard Lochner

Liebeserklärung an R.

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2023

Bibliografische Information durch die
Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-634-2

Copyright (2023) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelfoto © kato08 [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

14,80 Euro (DE)

Inhalt

Vorbemerkung	7
Versuch einer Autobiographie.....	9
Intuition ist alles.....	13
Zum ersten Mal pleite	15
Wortmeldung zu einem vernachlässigten Kapitel deutscher Geschichte	18
Ein zukunftsweisendes Experiment	21
Schach der Fichte.....	24
Ein Ausflug mit Tanta Anna.....	28
Offenes Geheimnis	30
Und was haben die Franzosen ...?	33
Hilfe bei der Wahrheitsfindung.....	35
Der Wille besiegt das Unterbewusstsein	38
Mein Start-up.....	41
Karl Stoy, das Knistern und das Schwein	44
Lustige Vögel.....	47
Aufbruch in der Zwecke	49
Eine Geschichte ohne Moral	51
Sag es auf Englisch	54
Warum ich demnächst nach Sömmerda fahren werde	56
Vergänglichkeit der Mathematik	60
Als die Datumsgrenze überschritten wurde	64
Notwendige Ergänzung zu einer spärlichen Biographie	68
Chronistenpflicht	72
Ungewöhnliche Standorttreue eines rotbraunen Raubtiers	76
Stilleben ohne Eulen	78
Rückblick und Ausblick.....	81
Alter Drachen.....	84
Ein Mann, ein Wort.....	87

Ein Wunder der Kinogeschichte	90
Menschliche Enttäuschung.....	93
Figaros Bruder	96
Das Alte weicht dem Neuen.....	99
Spätes Bekenntnis, abgegeben unter dem Einfluss von Beethovens Pastoralsinfonie.....	101
Gesicherte Erkenntnis	106
Zweifache Begegnung mit einem gebackenen Vogel.....	110
Plädoyer für Bescheidenheit	115
Bad h.c.....	119
Die beste Lösung.....	122
Amour fou.....	125
Reise von Kölleda nach Suzhou	129
Der Buchstabe R und die Kapriolen der Erinnerung.....	134
Unverwechselbar	136
Deduktive Beweisführung.....	138
Unerwartetes Wiedersehen	142
Sehnsucht nach Amerika.....	144
Eins zu eins	153
Der Clou des Abends	158
Zauber der Musik	164
Auf der Suche	176
Ein <i>UFO</i> kommt selten allein.....	184

VORBEMERKUNG

Dieses Buch ist meiner Heimatstadt Rastenberg gewidmet, in der ich die ersten siebzehn Jahre meines Lebens verbracht habe.

Sollte es Menschen geben, die noch nie von diesem Ort gehört haben, müssen sie nicht verzweifeln. Rastenberg auf der Landkarte zu finden ist kinderleicht: Es liegt exakt dort, wo sich der Breitengrad 51,1761 und der Längengrad 11,4192 kreuzen. Wem das zu einfach ist, der suche es südlich von Rothenberga, nördlich von Hardisleben, östlich von Roldisleben und westlich von Marienroda. Als letzte Möglichkeit kommt in Betracht, den Computer einzuschalten und sich Hilfe von Google zu holen.

Wie alle, die mehrere siebzehn Jahre auf dem Buckel haben, stelle ich fest, dass die Vergangenheit, je weiter sie zurückliegt, um so näher an die Gegenwart heranrückt.

Für dieses vermeintliche Paradoxon gibt es einen Namen: Erinnerung.

Von Jean Paul ist der wundervolle Ausspruch überliefert: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“

Er bedarf keines Kommentars, schon gar nicht in einer Vorbemerkung.

Die Geschichten, die ich aufgeschrieben habe, entstammen diesem Reich, in dem alle Menschen tatsächlich gleich sind. Einige haben sich tatsächlich so zugetragen, in anderen mischt sich Wahrheit mit Dichtung, wieder andere sind völlig frei erfunden.

Doch alle führen in dasselbe Paradies zurück.

Genauer gesagt, sogar in drei: In die Erinnerung, in die Kindheit und in die Phantasie.

Als Schreibender darf man, manchmal muss man sogar die Grenzen zwischen Realität und Fiktion überschreiten, ohne jedoch die Trennungslinie zur Entstellung und Verfälschung zu

überschreiten. So können Dinge berichtet werden, die wichtiger sind als trockene Tatsachen und interessanter als harte Fakten.

Für den Leser ist es vermutlich von geringem Interesse zu wissen, ob diese oder jene Begebenheit in der Wirklichkeit oder in der Erfindung angesiedelt ist, in vielen Fällen wird er es allein herausfinden. Wichtig ist, dass er in ihnen ein Körnchen Wahrheit entdecken kann.

Dass der Erzähler in vielen Geschichten zugleich als handelnde Person auftritt war unvermeidbar, hat er sie doch selbst erlebt. Dabei lag es nicht in meiner Absicht, ein autobiographisch gefärbtes Buch zu schreiben. Im Mittelpunkt steht die anekdotische Erinnerung an Orte, Menschen, Ereignisse – solche, die es tatsächlich gab und solche, die es hätte gegeben haben können.

Da ich mich an Leser wende, die über die Gabe des Humors verfügen, ohne den das Leben schwer zu ertragen, und über den Sinn für Ironie, ohne die es kaum zu verstehen ist, habe ich mir gelegentliche dazu-dichterische Freiheiten erlaubt.

Natürlich auch in der Absicht kurzweiligen Erzählens, wie von W. S. Maugham gefordert: „Kein Lesen ist der Mühe wert, wenn es nicht unterhält.“

In diesem Sinne hoffe ich, die „Liebeserklärung an R.“ möge dem Leser mehr Unterhaltung als Mühe bereiten.

Nach neuestem Stand hat Rastenberg 2.500 Einwohner. Damit jeder von ihnen die faire Chance erhält, wenigstens ein Exemplar dieses Buches zu erwerben, wird der Verlag die hierfür notwendige Druckkapazität schaffen. Wenn das keine gute Nachricht ist!

Bedanken möchte ich mich bei meinem Schulfreund Werner Meyer, dessen Anregungen sich in verschiedenen Geschichten wiederfinden. Besonderer Dank gebührt meiner Ehefrau, die nicht nur Ideen für einige Texte geliefert sondern auch das Manuskript mit geduldiger Gründlichkeit lektoriert hat.

VERSUCH EINER AUTOBIOGRAPHIE

Meine Geburt ereignete sich um die Mitte des 20. Jahrhunderts.

Wer es genauer wissen will, dem mag der Hinweis genügen, dass in dem betreffenden Jahr zum einzigen Mal in Deutschland die doppelte Sommerzeit, auch Mitteleuropäische Hochsommerzeit genannt, galt.

Um dem Tag meines Erscheinens festere Konturen zu verleihen, sei an Peter Lorre erinnert, der exakt dreiundvierzig Jahre vor mir das Licht der Welt erblickte. Während der Genannte ein Sonntagskind war, zog es William Thomson, 1. Baron Kelvin, vor, an einem Samstag zu debütieren, im Unterschied zu Claudio Abbado, der für seinen ersten Auftritt den Montag wählte. Auch Salvador Allende und Pearl S. Buck, Paul Camille Denis und Igor Tamm, nicht zu reden von Prominenten wie Müfit Aytekin, Alberto Rabagliati und Roger Sherman II ließen es sich nicht nehmen, das bewusste Datum durch ihre Geburt zu adeln.

Dagegen vollzog sich mein irdisches Erscheinen in aller Stille, und zwar an einem Tag zwischen Mittwoch und Freitag.

Nicht nur aus diesem Grund verlief es ziemlich unspektakulär. Denn weder wurde das Ereignis künstlich eingeleitet noch erfolgte ein routinemäßiger Kaiserschnitt, auch die Anwesenheit eines überforderten Vaters im Kreißsaal wurde als nicht notwendig erachtet, weder für diesen noch für Mutter und Kind.

Wie es um die Gefühlslage meiner Eltern (sie waren im Vergleich zu heutigen Erzeugern nur unwesentlich älter als ihr Sprössling) angesichts der Ankunft des blauroten Frischlings bestellt war, mit der ihre Zweisamkeit unwiderruflich zu Ende ging, vermag ich nicht zu sagen. Es ist zu vermuten, sie hätten das Vorkommnis lieber verschoben oder ganz ausfallen lassen. Aber dafür war es nun zu spät und sie mussten sich wohl oder übel mit der Existenz eines hartnäckigen Schreihalses abfinden, den sie zu allem Überfluss auch noch großziehen sollten.

Das war keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, dass es hierzu an den elementarsten materiellen Voraussetzungen gebrach.

Moderne Kleinkinder können sich nicht vorstellen, unter welch unsäglichen Bedingungen sich das Leben ihrer Vorgänger abspielte. Aus der Sicht des 21. Jahrhunderts ist es nahezu unmöglich das Ausmaß dessen zu erfassen, was es damals alles nicht gab: So wurden irdische Neankömmlinge keineswegs mit den populären Pampers gegürtet, die ihnen bis zur Schuleinführung sicheren Schutz vor den Unbilden der Verdauung und den Gefahren ungebremsten Sturzes auf das Hinterteil gewährten. Man behalf sich notdürftig mit mittelalterlichen Windeln aus Tuch, die, straff um den Unterleib geschlungen, als Behältnisse für ausgeschiedene Körpersubstanzen dienten. Da sie die Bewegungsfreiheit stark einengten, weckten die Windeln, nicht zuletzt wegen der Unannehmlichkeit längeren Hautkontaktes mit besagten Abfallprodukten, in jedem normalen Kleinkind das dringende Bedürfnis, sie möglichst rasch und für immer loszuwerden.

Auch fehlte jegliche industriell hergestellte, vorgekaute und vorverdaute Nahrung, sowohl mit als auch ohne biologisch angebaute, sorgfältig ausgewählte und von Experten empfohlene Mohrrüben nebst Garantiezertifikat. Um die nackte Existenz zu sichern, musste man sich mit kräftigen Schlucken aus der Mutterbrust oder einem Schälchen Brei begnügen, der in archaischer Weise von Hand gefertigt wurde. An eine personengebundene Deutsche Dogge, ein eigenes Mobiltelefon oder weitreichende Mitspracherechte in familiären und gesellschaftlichen Belangen war nicht zu denken und auch mit den sonstigen Selbstverständlichkeiten des modernen Säuglingslebens lag es im Argen.

Waren diese Widrigkeiten ohne Zweifel ziemlich unerfreulich, so ließen sie sich, mit einem Minimum an Einsicht, doch irgendwie ertragen.

Doch es sollte schlimmer kommen.

Die vergleichsweise unbeschwerten ersten Lebensmonate endeten abrupt mit der zwangsweisen Unterbringung im Kindergarten. Dort wurden wir, fünfzehn unschuldige Kleinkinder, auf engstem Raum zusammengepfercht, um in einer sogenannten Gruppe alle möglichen Spiele zu gestalten, Lieder von Sonne, Mond und Sternen zu singen und auf Kommando das Frühstück aus den Brottaschen hervorzuholen, um es nach willkürlich aufgestellten Normen zu verspeisen. Von gendergerechter Sprache war keine Rede: Wenn wir uns durch lustige Streiche Abwechslung im tristen Alltag verschafften, wurden wir undifferenziert als Schlingel, Frechdachse und Spitzbuben bezeichnet, ohne auf die Befindlichkeiten der Mädchen zu achten, die sich, wenn auch selten, an diesen Aktivitäten beteiligten.

Im Erziehungspersonal herrschte eine erschreckende Einseitigkeit, es gab wohl eine Vielzahl an „Tanten“, aber nicht einen einzigen „Onkel“, von Angehörigen eines oder mehrerer diverser Geschlechter ganz zu schweigen.

Der Übergang in die Schule wurde uns zwar durch die Überreichung einer Zuckertüte notdürftig versüßt, doch nach diesem feierlichen Akt hatten wir nichts mehr zu lachen.

Die Lehrer forderten vom ersten Schultag an Respekt und Disziplin, Sauberkeit und Ordnung, um nur einige der altertümlichen „Werte“ zu nennen, die ihr Denken und Tun bestimmten. Zum Beispiel wurde streng auf den Zustand von Fingernägeln und Kleidung geachtet, ohne bei ihrer Kontrolle das Recht auf körperliche Unversehrtheit zu wahren. Als Verstöße gegen die Disziplin galten bereits harmlose Handlungen wie Zuspätkommen, Hin- und Herlaufen im Klassenzimmer, Umstoßen von Stühlen, Austragung von Boxkämpfen und sonstige Verursachung von Lärm. Das Recht auf freie Meinungsäußerung wurde ignoriert, die Schüler mussten ihre Unzufriedenheit mit dem Verhalten eines Lehrers still ertragen und durften ihre berechnete Kritik nur in den häuslichen vier Wänden äußern, ohne

dabei auf die bedingungslose Zustimmung von Vater und Mutter rechnen zu können. Wenn sich dagegen ein Lehrer über ihren Sprössling beklagte, nahmen die Erwachsenen solche Beanstandungen für bare Münze, ja, oft reagierten sie darauf mit Unverständnis oder Tadel und fügten dem vertrauensvollen Kind- Eltern-Verhältnis schweren Schaden zu.

Ich muss gestehen, beim Schreiben dieser Zeilen ist mein Eifer erlahmt, eine literarisch anspruchsvolle Lebensbeschreibung fortzusetzen.

Einerseits hätte ich diesen Plan gern verwirklicht, denn wer ist schon frei von der Versuchung, über Familie, Freunde und Bekannte herzuziehen, Lehrer, Kollegen und Vorgesetzte madig zu machen, die Macht der Umstände und die Ungerechtigkeit der Welt anzuprangern?

Das hebt unser Selbstwertgefühl und beweist, was wir für tolle Hechte geworden wären, wenn man uns nicht ständig ins Handwerk gepfuscht hätte.

Andererseits höre ich die Leser aufatmen und sehe ihre Mienen sich entspannen, wenn sie vom vorzeitigen Ende meines Versuchs erfahren.

Denn dass man nach dem Schulabschluss eine Ausbildung bzw. ein Studium absolviert, dass man eine Berufstätigkeit ausübt, dass man heiratet und Kinder in die Welt setzt, dass man meist gesund und manchmal krank ist, dass es im Leben Erfolge, Probleme und Rückschläge gibt, wissen sie aus eigenem Erleben.

Indem ich auf die Vervollständigung meiner Vita verzichte, bleibt ihnen eine Menge Geschwätz erspart, wie jeder weiß, der seine Nase unvorsichtigerweise in die Lebensgeschichte eines anderen Menschen gesteckt hat.

Man soll die Hoffnung nicht aufgeben.

Vielleicht erleben wir noch den Tag, an dem die unzähligen Autobiographien, die Jahr für Jahr die Welt zerrütten, als Lese-stoff ausgedient haben.

INTUITION IST ALLES

Die beiden Jungen waren sechs oder sieben Jahre alt und blieben jeden Tag vor der Buchhandlung in der Herrenstraße, gleich um die Ecke zur Löwen-Apotheke, stehen.

In der Mitte des Schaufensters, zwischen Malheften und Märchenbüchern, lag eine bunt bedruckte Kiste. Auf ihrem Deckel war ein Mann in elegantem Kostüm mit schwarzem Zylinder abgebildet, der einen Reifen in seiner rechten Hand hielt und triumphierend ins Publikum schaute. Neben ihm war eine große Raubkatze zu sehen, die mit mächtigem Sprung durch den Reifen flog. Schräg über den Köpfen der beiden Akteure stand in großen Lettern der Name des Spieles geschrieben.

„Schade, dass wir noch nicht alle Buchstaben gelernt haben“, sagte der eine Junge.

„Auf jeden Fall kommt ein Löwe in dem Spiel vor“, sagte der andere.

Körperbau, Mähne sowie ein kühn geschwungenes großes L bestätigten, dass das reifenspringende, zähnefletschende, wild dreinblickende Tier in der Tat ein männliches Exemplar der Spezies *Panthera leo* war.

„Oder mehrere Löwen“, mutmaßte der erste Junge.

„Wieso mehrere, wenn nur einer abgebildet ist?“, fragte der zweite.

„Na, lies doch mal richtig: L Ö W E N. Oder hast du das N nicht gelesen?“

„Klar habe ich das N gelesen. Vermutlich sind alle Löwen gemeint, die es in dem Zirkus gibt. Ich verstehe nur nicht, wo die DIGER sein sollen. Siehst du einen?“

„Nein, für die DIGER war auf dem Deckel kein Platz mehr. Außerdem können die meisten Menschen LÖWEN und DIGER sowieso nicht unterscheiden.“

„Da hast du recht. Mein Onkel wollte mir neulich weismachen, ein DIGER wäre ein LÖWE in Knastuniform! Und der dicke Hans aus der fünften Klasse behauptet, LÖWEN und DIGER wären Leoparden oder Panther, je nachdem, ob man sie auf lateinische oder griechische Art einordnet. Als ich ihn fragte, wozu Jaguare, Pumas und Luchse gehören, meinte er, die wären Unterklassen, so wie die erste Klasse eine Unterklasse der fünften sei. Dieser Spinner!“

Beide Jungen dachten angestrengt nach, dann sagte der eine: „Wenn ich nur wüsste, welcher Buchstabe sich zwischen die LÖWEN und die DIGER gemogelt hat. B, N und in der Mitte ein A mit zwei Punkten darüber. Hast du eine Ahnung, was das für ein Buchstabe sein soll?“

„Mann, das ist doch ein Ä! Und das ganze Wort heißt BÄN. BÄN - das ist ein Männername, den habe ich erst gestern in einem amerikanischen Film gehört!“

„Aha, jetzt wird mir alles klar. Der Mann mit dem Reifen und dem Hut heißt BÄN! Er dressiert die LÖWEN und die DIGER, und deshalb steht sein Name in der Mitte. Und wir Dussels haben uns wochenlang den Kopf zerbrochen, warum das Spiel LÖWEN BÄN DIGER heißt.“

Inzwischen sind viele Jahre vergangen, und ich denke manchmal an die hoffnungsvollen Knaben vor der Buchhandlung zurück. Und dann sage ich mir: Eigentlich ist es bedauerlich, dass zwei Menschen mit derart ausgeprägter Intuition und solch feinem Sprachgefühl nicht den Weg in die Politik gefunden haben!

ZUM ERSTEN MAL PLEITE

Alle sagten, für mein Alter könnte ich ganz gut mit Geld umgehen.

Ich war acht Jahre alt und mächtig stolz, wenn ich von meiner Mutter zum Einkaufen geschickt wurde.

Eines Nachmittags, die Lebensmittelmarken waren wieder einmal aufgebraucht, erhielt ich den Auftrag, ein paar Eier zu holen. Zu diesem Zweck wurde ich mit genauen Instruktionen, einem geräumigen Korb und einer gefalteten Banknote ausgestattet.

Als ich den Bauernhof betrat, lag der Hund vor der Eingangstür zum Haus und döste.

Ich überlegte, ob ich das Feld räumen oder mich auf einen Zweikampf mit ungewissem Ausgang einlassen sollte. Da die Eier aber für einen Kuchen benötigt wurden, auf den ich nur ungern verzichtet hätte, entschied ich mich für die mutige Variante.

Jedes Mal, wenn ich mich der Tür auf einen Meter näherte, schreckte der Zerberus auf, gähnte und zeigte mir eine beeindruckende Zahl gelber Zähne, zwischen denen seine blaurote Zunge heraushing. Wenn ich zurückging, klappte er seine Schnauze wieder zu, schniefte verträumt und wedelte schlapp mit dem Schwanz.

Wahrscheinlich würde ich heute noch vor der Tür stehen, wenn nicht die Bauerntochter dazugekommen wäre. Sie war etwas älter als ich und schaute mich spöttisch an, als sie den Hund in seine Hütte scheuchte und ihn sicherheitshalber an die Kette legte.

„Meine Mutti ist noch im Garten“, sagte sie. „Ich hole sie her. Du kannst so lange hier warten, oder fürchtest du dich vor unserem Hahn?“

Sie sprang davon und lachte.